

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 12 (1932-1933)
Heft: 4

Artikel: Weltwirtschaftskrise : Ursachen, Folgen, Lösungen
Autor: Schmid, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-157531>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Weltwirtschaftskrise.

Ursachen, Folgen, Lösungen.

Von **Emil Schmid**, Zürich.

„Über den Erdball jagen die apokalyptischen Reiter des Weltunterganges. Unter ihrem dröhnenden Ansturm zerbrechen die Gefüge der Wirtschaft. Staat und Kultur zerfallen in Schutt und Trümmer.“ — Ein Satz nur aus einem der unzähligen Erzeugnisse der ökonomischen (sehr oft pseudo-ökonomischen) Literatur unserer Krisenzeit. Sieht man die Druckwerke, die zumeist mit zündenden, aus Ökonomik und Romantik gemischten Überschriften und mit phantasievollen Umschlägen den Leser auf den ersten Blick zu fesseln vermögen, nach ihrem wesentlichen Gehalte durch, so verbleibt eine Stufenfolge von Bekenntnisschriften, die man nach kritischer Durchsicht als unrealisierbar beiseite legen, als phantastisch ablehnen, als politisch einseitig nur mit Vorbehalt anerkennen oder als bis zu den tiefsten Wurzeln des gegenwärtigen Geschehens durchdringend allen Interessierten zur Lektüre empfehlen muß. Die Tragik der letztern ist dann, daß sie für ihren Mut des Erkennens nicht das allgemeine Verständnis finden und daß in den Personen und Verhältnissen zuviel Widerstände liegen, um den darin aufgezeigten Richtlinien zur Lösung der Krisenprobleme noch zur rechten Zeit zur Verwirklichung zu verhelfen. — Die Erscheinungsformen dieser Krise sind zu bekannt, als daß wir sie hier ausführlich zu schildern brauchen: Produktionsrückgang, Schrumpfung des Außen- und Binnenhandels, Arbeitslosigkeit, Preiszerfall, Zerrüttung sämtlicher Märkte und Börsen, gewaltige Massen brachliegender Gelder ohne Zinsnutzen, Moratorien gegenüber dem Ausland, rapid steigende Konkursziffern im Inland, Zusammenbruch der Wirtschaftsmoral. Die verwirrenden Fälle dieser Tatsache und ihre immer intensiver werdenden Auswirkungen flößen dem Einzelnen wie der Masse ein Gefühl beängstigender Ratlosigkeit ein. Es ist nun aber doch interessant, wie verschieden die Geister und Temperamente auf diese vor aller Augen liegenden Zustände reagieren. Dem Niederschlag, den sie in einigen Erscheinungen des wirtschaftlichen Schrifttums der letzten Monate gefunden haben, sei im folgenden nachgegangen.

Kein Zweifel, daß die Symptome dieser Krise ein unerschöpfliches Feld für die kritische Reportage bieten. Diesen Weg wählt Bernard von Brentano in seinem Buche: „Der Beginn der Barbarei in Deutschland“ (Verlag Rowohlt, Berlin, 1932). Als scharfer Beobachter sucht er das Elend an seiner Stätte auf: in den Kneipen der Ruhrarbeiter, vor den Kohlschächten und Erzhöfen, auf den Höfen der Bauern. Das geschlossenste Kapitel seines Buches ist die Darlegung und Kritik der Agrarpolitik Schieles; nirgends ist wohl der Widersinn der Schutzollmaßnahmen des Kabinetts Brüning, die den wirtschaftlich in Theorie und Praxis ver-

urteilten Großgrundbesitz auf Kosten der Konsumenten über Wasser hält, aber damit die Mittel- und Kleinbauern ruiniert, schärfer gegeißelt worden. Eine trostlose Schilderung (immer an Hand von nachprüfbaren Tatsachen und Zahlen) erhält die Lage der Arbeiter in den Distrikten der westlichen Schwer- und Textilindustrie, in denen die Wirkungen der rücksichtslos durchgeführten Rationalisierung besonders zur Geltung kommen. Für den Verfasser gibt es aus so viel Not nur einen Ausweg: Schluß mit dem kapitalistischen System und konsequenter Übergang zur Planwirtschaft Sowjet-Rußlands. Er verhöhnt die von bürgerlichen Wirtschaftsführern empfohlenen Abhilfemaßnahmen, indem er auf ihre Gegensätzlichkeit hinweist (der eine empfiehlt Wiederherstellung völliger Freiheit in allen Wirtschaftsbeziehungen, der andere strengste Kartellierung unter staatlichem Zwang u. s. w.) und kommt zum Schlusse, daß es nur drei Lösungsmöglichkeiten gebe: Krieg, Autarkie oder Vollsozialismus. Die erste „Lösung“ sei ein Ausweg, der nur tiefer ins Elend führe, die zweite eine Utopie im Zeitalter der (wenn auch noch so gestörten) Weltwirtschaft — einzig der Sozialismus vermöge die auseinanderbrechenden Wirtschaftskräfte wieder planvoll zu ordnen. Wahrhaft ein beneidenswerter Glaubensmut nach dem Versagen jeden sozialistischen Beginnens in der Nachkriegszeit und im Hinblick der auf unterster Stufe stehenden Lebensführung der Arbeitermassen in Rußland! Aber der Autor hat seinen Blick fest auf die Soviets gerichtet. Gehe Deutschland nicht bald entschlossen den gleichen Weg zur Planwirtschaft, so verbleibe ihm nach dem Ausspruch von Engels nur die andere Möglichkeit, nämlich die Barbarei, deren Beginn er in seinem Buche schildert.

Dem gleichen grundsätzlichen Ziele strebt Carl Steuernann zu in seinen Büchern: „Weltkrise, Weltwende — Kurs auf Staatssozialismus“, sowie „Der Mensch auf der Flucht“ (S. Fischer, Verlag, Berlin 1932), wiewohl letzterem der zu Beginn zitierte Satz entnommen ist. Für ihn ist die Weltkrise nicht etwa eine Folge des Krieges, der verfehlten Friedensverträge und der seither auch auf rein wirtschaftlichem Boden gemachten Fehler. Diese Tatsachen leugnet er zwar nicht, aber er sieht darin nur auslösende Momente. Die Ursache der Krise liege im kapitalistischen System, das nicht etwa die Menschen mit Gütern versorgen wolle, wie es Aufgabe reiner Ökonomie sein müßte, sondern das nur Gewinn erzielen möchte. Die Not der Massen sei eine historische Notwendigkeit; sie enthülle die Unfähigkeit des bisherigen Systems und bilde den zwangsläufigen Abschluß der kapitalistischen Epoche. Aus unzähligen Einzelzügen der gegenwärtigen Wirtschaftslage, sowie der Gesinnung und Gesittung unserer Zeit, speziell aus der Tatsache der Anrufung der Staatsallmacht durch alle bedrängten Kreise links und rechts leitet er Gewißheit ab, daß sich die Menschheit auf dem Wege der Wirtschaftsplanung befinde, und er schließt daraus, daß nur die Vollendung dieses Weges im Sinne einer bewußten Durchorganisation des gesamten Wirtschaftslebens einen Zusammenbruch verhüten könne. Wir kennen diese Beweisführung zur Ge-

nüge; sie arbeitet mit den ältesten Pfeilen aus dem marxistischen Köcher. Logisch ist sie schon längst widerlegt — aber die allgemeine Not, die gerade in Deutschland sozial am tiefgreifendsten zur Auswirkung kommt, läßt ihr Wiederauftauchen begreiflich erscheinen.

Für jeden Beobachter der Wirklichkeit ist der hervorstechendste Zug der heutigen Wirtschaft die weitgehende Einmischung des Staates in alle Phasen und Branchen ökonomischer Betätigung. Aber nicht nur die Sozialisten, sondern auch andere Gruppen wollen in den verschiedensten Ländern auf dieser Tatsache ein System aufbauen: dem Staat die alleinige Leitung für die gesamte Wirtschaft übertragen. Die Faschisten, die das Ideengut der einstigen Nationalisten übernommen haben, neigen heute entgegen ihrer ursprünglich extrem liberalen Einstellung praktisch dieser Lösung zu; in Frankreich sind es die Gruppen um Georges Valois und die Action française, die ähnliche Wege verfolgen; aus der brodelnden Gedankenwelt der Hitlerbewegung vernehmen wir gleiche Töne. Sozialistische und nationalistische Programme fließen heute zum Teil oft in seltsamer Mischung zusammen, und ihre gemeinsame Formel lautet: Autarkie. Es wundert uns gar nicht, daß Werner Sombart in seiner kleinen Schrift: „Die Zukunft des Kapitalismus“ (Verlag Buchholz & Wießwange, Berlin 1932) aus seiner marxistischen Vergangenheit eine Brücke zum vermeintlich Kommenden, eben dieser Autarkie, schlagen will. Seine Auffassung, daß sich der ursprüngliche Inhalt des Kapitalismus gewandelt habe, weil das individuelle Gewinnstreben als Triebfeder des Systemes infolge des Aufkommens riesiger unpersönlicher Wirtschaftsorganisationen nicht mehr die ausschlaggebende Rolle spiele, hat in der Tat vieles für sich. Er empfiehlt die Einsetzung eines nationalen Planungsrates, dem die Verfügung über den gesamten Wirtschaftsapparat anvertraut werden solle. Der Historiker Sombart sieht sich aber doch veranlaßt, dieser Körperschaft mögliche Freiheit zu lassen. Auch weiß er natürlich, daß die weltwirtschaftliche Verbundenheit zu groß ist, als daß sich eine derartige Organisation innert den engen Grenzen der heutigen „Nationalstaaten“ durchführen ließe, ohne die materielle Wohlfahrt des Einzelnen wie der Masse auf den armseligen Stand früherer Jahrhunderte hinunterzudrücken. Umso unverständlicher ist es, daß Sombart die Erscheinungen, die heute die Staaten gegeneinander immer schärfer abtrennen, wie Überprotektionismus, Auswanderungsverbote, Auslandsmoratorien u. s. w., nicht als das, was sie tatsächlich sind, sehen will, nämlich als vorübergehende peinliche Maßnahmen der Not, sondern daß er auf solche Krankheits Symptome eine neue Wirtschaft, eben die Autarkie (mit den von ihm selber zugegebenen Vorbehalten und Fehlern), aufbauen will. Es tut uns leid, daß der führende deutsche Wirtschaftshistoriker unserer Generation die Relativität solcher Erscheinungen nicht mit mehr Distanz beurteilt. Denn mit dieser Broschüre befindet er sich literarisch in einer Umgebung, die für den Vertreter einer Wissenschaft nicht ohne Gefahr ist.

Als entschiedener Verfechter der national-autarkischen Gedankenwelt veröffentlicht Leo Hausleitner: „Die Revolution der Weltwirtschaft“ (Verlag Knorr & Hirth, G. m. b. H., München 1932). Ein eigenwilliges Buch, welches das gesamte Tatsachenmaterial der Wirtschaftswissenschaft nach bestimmten Gesichtspunkten antithetisch ordnet und vor dem Leser in einer Sprache mit romantischem Wortschatz und phantastischen Einfällen (Dialoge, in denen die Mächte der Weltwirtschaft personifiziert auftreten) in geschichtlicher Reihenfolge ablaufen läßt. Hausleitner sieht die wirtschaftliche Entwicklung in der Evolution vom vorkapitalistischen Ständestaat über den individualistischen Kapitalismus mit freiwirtschaftlicher Grundlage in der Vorkriegszeit und den Kartellkapitalismus von heute zum Ständekapitalismus im Nationalstaate der Zukunft. Ziel ist möglichst autarke Wirtschaft (eine absolute Selbständigkeit jeder Wirtschaft innerhalb ihrer staatlichen Grenzen kann auch dieser Verfasser nicht zugeben) unter der Leitung eines Parlamentes der Arbeit. Hausleitner will ehrlich sein und bemüht sich, nach den teilweise mystischen Gedankengängen eine Reihe von Reformen und Programmpunkten für die autarke Wirtschaft aufzuführen. Hier zeigt sich nun aber die Ideenarmut dieser Bewegung. Denn der Tätigkeitsplan enthält zumeist Postulate, die bekannten liberalen Nationalökonomien brav abgeschrieben sind. Und die wichtigste Frage: wie denn die zur Umstellung der Produktion und des Absatzes unbedingt erforderlichen große Kapitalien zum Ausbau einer autarken nationalen Wirtschaft aufzutreiben wären, beantwortet er dahin (nachdem er feststellen muß, daß heute sowohl eigene Mittel als Kredit dazu fehlen): „Wir aber meinen: alle Währung, aller Kredit, alle Wertschöpfung ruht in der Kraft der Arme und Gehirne und des Willens, beide zu gebrauchen.“ Das ist allerdings ein wenig vertrauens-erweckender Weg und reiht die Projekte dieser Autarkisten der Gruppe jener ebenfalls unausführbaren, weil die Wirklichkeit vergewaltigenden Phantasien sozialistischer Utopisten an.

Wenn die bisher erwähnten Autoren das heutige System grundsätzlich ablehnen oder es umbauen und erneuern wollen, so möchte die nächste Gruppe zwar auf dem Boden des Kapitalismus verbleiben, aber die ihm innewohnenden und sich in dieser Krise äußernden Fehler aufzeigen und aufheben. Paul Einzig ist als einer der gewandtesten englischen Finanzschriftsteller bekannt. Er sieht in „Der Krieg der goldenen Regeln“ und „Das Schicksal des Pfundes“ (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin 1932) aus dem Gesichtspunkt des genauen Kenners der Verhältnisse des Kapital- und Geldmarktes der Welt und besonders des Platzes London, für den er die einst herrschende und durch die erstarkenden Rivalen Paris und New York in den letzten Jahren geminderte Bedeutung zurückerobern möchte, die Ursache für die Entstehung und die stete Verschärfung der Krise in der von Frankreich verwirklichten Reparationspolitik. Er richtet sein Augenmerk speziell auf die Schaffung und Auswirkung der riesigen französischen Devisenguthaben, die nur zum

kleinen Teil ihren Ursprung in französischer Spartätigkeit, in der Hauptsache aber in den Ergebnissen der glücklichen Stabilisierungstechnik von Poincaré und in den Überschüssen der Reparationsleistungen der Deutschen haben. Ihr Vorhandensein ermöglichte an verschiedenen Geldzentren und durch ihre Vermittlung in der ganzen Welt eine enorme Aufblähung des Kreditvolumens, und ihre Rückziehung in den Jahren seit Mitte 1930 veranlaßte die Erschütterung der Stellung von London und drohte im Herbst 1931 auch New York und den Dollar aus den Angeln zu heben. Einzig wirft den französischen Besitzern dieser Devisen vor, daß sie es versäumt haben, durch rechtzeitige Umwandlung dieser enormen kurzfristigen Geldmassen in langfristige Kapitalanlagen der Schuldnerwelt die nötige Stabilität auf lange Sicht zu geben und sieht die Beweggründe zu dieser Verweigerung der Kredithilfe in politischer Gegnerschaft und krankhaftem, von imperialistischen Motiven gestacheltem Mißtrauen. Von dieser Anschauung getragen, versucht er den Spuren der Finanzdiplomatie bis in die entferntesten Ausstrahlungen nachzugehen. Aber wenn die Darstellung von Einzig auch noch so elegant und unermülich in der Verfechtung dieser These ist, und dabei vieles zum ersten Mal richtig sieht und zusammenhängend erfaßt, vermag sie doch nicht über drei Tatsachen hinweg zu sprechen: England verhielt sich angesichts der französischen Krise in den Jahren 1924—1926 seinem Kriegspartner gegenüber genau so abwartend und krisenverschärfend, obschon London die Mittel zur Hilfeleistung zur Verfügung gestanden haben; der Platz London hat selber schwere Fehler begangen, indem er — wie aus dem offiziellen Macmillan-Bericht vom Sommer 1931 hervorgeht — in viel zu großem Umfang kurzfristig aufgenommenes Kapital nach Mitteleuropa in ihrer Art nach langfristige, ja sogar illiquide Anlagen steckte; das nach Paris zurückgeströmte Geld stellt nur zum Teil Eigentum der Franzosen dar — zu einem nicht unbedeutenden Teil sind es aber internationale (sogar englische) Fluchtgelder, die einfach nach dem Krach in New York nach Paris als dem vermeintlich sichersten Hort zum Zwecke der eigenen Werterhaltung abströmten. Gerade die dem weitem Publikum erst heute offenbar gewordene, den Kennern allerdings schon seit langem auffallende prekäre Finanzlage des französischen Staates ist übrigens der klare Beweis, daß nicht das französische Schatzamt oder die Bank von Frankreich die Eigentümer dieser Milliarden sind. Die Situation in Frankreich ist alles andere als glänzend, und es steht zu erwarten, daß die vorerst nach Paris geflüchteten Kapitalien ihr Wandern, abgeschreckt durch die Krisensymptome unseres westlichen Nachbarn und durch die wieder in Aussicht stehenden leidenschaftlichen Finanzdebatten, erneut beginnen und damit den Goldschatz der französischen Notenbank in einem erheblichen Maße in die andern Länder zurücktragen werden.

Einzig hat viele interessante Beiträge zur Aufhellung einiger Seiten der Krise geliefert. Seine Anschauungen haben in Deutschland vor allem ein breites Echo gefunden; in seinen Spuren wandeln dort zahlreiche Publi-

zisten, so z. B. Kurt Seesemann in seiner Broschüre „Was bringt Lausanne?“ (Edelweiß-Verlag Ernst Roeder, Mülheim-Ruhr 1932), der die Auffassungen von Einzig teils mit denselben Worten versichert und dafür noch weiteres Material, besonders politischer Herkunft, beibringt.

Auf rein ökonomischem Boden verbleibt hingegen Felix Somary in seinem neuesten Bande: „Die Ursachen der Krise“ (J. C. B. Mohr, Tübingen 1932). Der in Zürich wirkende Bankier und Sozialökonom hatte vor zwei Jahren auf Grund seiner einzigartig umfassenden theoretischen und praktischen Kenntnisse in seiner Sammlung von Vorlesungen über die Wandlungen in der Struktur der Weltwirtschaft seit dem Kriege ein Werk der Öffentlichkeit übergeben, das zu den markantesten Schriften auf wirtschaftswissenschaftlichem Gebiete der Nachkriegszeit gehört, und worin mit sicherem Auge die Entwicklungstendenzen gewesener und kommender Jahrzehnte aufgezeigt werden. Die vorliegende Sammlung enthält Reden und Diskussionsbeiträge, die in den letzten paar Jahren bei verschiedenen Gelegenheiten gehalten wurden. Wieder stehen wir verblüfft vor der Treffsicherheit der Argumentation und der Klarheit der Gedankenführung dieses Autors. In wenigen Worten wird die jeweilige Situation analysiert, und mehr als einmal gelang es Somary, den tatsächlichen Ablauf grundlegender Ereignisse vorauszusagen, so den Zusammenbruch der Börsen in Deutschland im Frühling 1927 und den amerikanischen Krach im Herbst 1929. Er wies in mutigem Widerspruch zu führenden Männern der Wirtschaft und der Theorie schon früh auf die Gefahren der kurzfristigen Verschuldung in Deutschland und den neuen Oststaaten hin, erklärte den Aufbau der amerikanischen Börsenhausse und Prosperität durch die gewaltigen europäischen Devisenguthaben, warnte vor den Wirkungen einer überstürzten Rückführung dieser Gelder und erkannte den Widerspruch, daß enorme zwischenstaatliche Schuldverpflichtungen bestehen, deren Abtragung in der einzig möglichen Form von Warenlieferungen oder Dienstleistungen aber durch immer höher geschraubte Zollschranken von den am meisten interessierten Gläubigern stets neue Hindernisse in den Weg gelegt wurden und noch werden. Auf die Dauer sei die Streichung der Kriegsschulden und die Herabsetzung besonders auch der amerikanischen Zölle unvermeidlich. Den Eintritt dieser Tatsachen erwartet Somary aber nicht rechtzeitig genug und empfiehlt deshalb den interessierten Ländern, ja nicht etwa den Anschluß an den Weltmarkt zu verpassen, sondern sofort mit allen Mitteln die Preise der Fertigfabrikate an die der Rohstoffe anzupassen; im übrigen sei das Notwendigste die Wiederherstellung des Vertrauens in den politischen Beziehungen. Die Ausführungen von Somary müssen infolge ihrer Entstehungsart der zusammenhängenden Ordnung entbehren; gerade darum wirken sie aber umso unmittelbarer und regen zu immer neuem Nachdenken an.

Systematik eignet dagegen in hohem Maße der Darstellung von R. U. N. Renatus: „Die zwölfte Stunde der Weltwirtschaft“ (G.

H. Beck, München 1931). Renatus geht davon aus, daß keine der üblichen Krisentheorien (welche die Ursachen sehen, sei es in der Überproduktion, Unterkonsumtion, Goldknappheit, ungleichen Goldverteilung, zu rascher Rationalisierung u. s. w.) zur Erklärung der jetzigen Lage ausreiche. Jeder der angeführten Gründe sei nicht eine Krisenursache, sondern seinerseits schon wieder Wirkung einer noch tiefer liegenden Ursache. Der grundsätzliche Unterschied in den Bedingungen, unter denen die Wirtschaft nach dem Kriege gegenüber früher zu arbeiten hat, liegt in der riesigen Steuerlast, die ihr die Abtragung der ungeheuren Kriegsschulden auferlegt hat. Niemals in ihrer Geschichte haben die Völker, und zwar alle zusammen, einen derart hohen Teil ihres Volksvermögens mobilisiert, um einen Krieg zu führen und dessen Folgen zu bezahlen. Der deutsch-französische Krieg 1870/71 kostete die Beteiligten zusammen etwa 11 Milliarden Mark, und schon diese Ausgaben brachten schwere wirtschaftliche Erschütterungen mit sich. Seither sind Produktionskraft und Reichtum der Welt sicher um das Mehrfache ihres damaligen Standes gewachsen. Niemals aber haben sie eine derartige Vermehrung erfahren, um ohne krisenhafte Rückwirkungen die Kosten des Weltkrieges zu bezahlen, die auf 700 Milliarden Goldmark berechnet wurden, wovon noch heute 210 Milliarden Goldmark ungefähr (deren Kaufkraft aber doppelt so hoch ist als 1919) geschuldet werden. Eine solche Schuldenlast ist aber nicht nur ihrer Höhe, sondern auch ihrer Art nach etwas prinzipiell Neues. Die früheren Staatsschulden dienten zum größten Teil der Finanzierung von Eisenbahnbauten, also von Unternehmungen, die Ertrag abwarfen und daher selber in der Lage waren, die Mittel zur Verzinsung und Tilgung aufzubringen. Die Kriegsschulden dienten dagegen nicht zum Aufbau von renditebringenden Unternehmungen — ihnen steht nichts gegenüber, diese Gelder sind verpulvert, ihr „Gegenwert“ war nur Zerstörung. Daher ist es die lebendige Wirtschaft, aus der die Zinsen und Tilgungsraten für dieses tote, nur noch juristisch existierende Kapital herausgepreßt werden müssen. Diese Last nimmt die Gestalt von Steuern und Zöllen an, welche die Ertragsfähigkeit der Wirtschaft schwer beeinträchtigen. Um den Druck auszugleichen, haben sich die Industriellen wie die Bauern der Einführung rationeller, die Produktivität und damit vermeintlich die Rendite steigernder Methoden bedient. Das kostete wiederum Geld, welches aber reichlich zur Verfügung stand; denn die Eigentümer der Kriegsanleihen mußten für die ihnen ausbezahlten Zinsen und Kapitalrückzahlungen neue Anlagen suchen und gaben sie gerne zu hohen Zinsen den wagemutigen Unternehmern. Der Geldrückfluß aus dem Dienst dieser Kriegsanleihen gelangte entweder über die Börse oder über den Kapitalmarkt direkt in die produktive Wirtschaft. Der Schuldendienst schien also ein Segen zu sein, und deshalb kamen die Amerikaner auf die Idee der immerwährenden Prosperität der Jahre 1925/29. Der Produktionsapparat wurde ungeheuer ausgebaut, aber die Lasten der Wirtschaft stiegen damit nur umso mehr. Andererseits wuchs die Kaufkraft nicht entsprechend, denn

die Erträgnisse mußten in vermehrtem Maße nicht mehr für Löhne, sondern für die Bezahlung der Zinsen für das in den Maschinen investierte Kapital aufgewendet werden. Der Anteil der arbeitenden Massen am Gesamtertrag verminderte sich relativ immer stärker, sodaß die enorme Zusatzproduktion nicht mehr untergebracht werden konnte.

Diese bedeutende Verschuldung infolge zu großzügigen Ausbaues des Wirtschaftsapparates ist ein Krisengrund, aber der Ausgangspunkt für diese Fehlleitung des Kapitals liegt wiederum im Vorhandensein der gewaltigen Kriegsschulden, welche die Form staatlicher Schuldverschreibungen, Rententitel oder Obligationen haben, denen keine produktive Anlage gegenübersteht. Diese enorme tote Schuldenlast läßt sich kapitalistisch nicht rechtfertigen; denn Zinsen für Kapital bezahlen kann man volkswirtschaftlich nur, wenn das Kapital ertragbringend angelegt ist. Eine kleine unproduktive Quote kann man der Wirtschaft als Steuer oder als Zoll schließlich auferlegen. Eine unproduktive Last in dem Maße, wie sie heute auf die Wirtschaft drückt, ist jedoch untragbar. Wohl verstanden: es sind nicht nur die Reparationszahlungen, welche diese Belastung verursachen. Diese Zahlungen sind im Verhältnis zur Gesamtverschuldung nicht einmal so groß. Es ist vor allem die gewaltige *innere* Verschuldung in England und Amerika (geringer in Frankreich und Italien, sowie den ehemaligen Neutralen), welche die Wirtschaft dermaßen bedrückt. Man lese im Buch von Renatus selber nach, wie die Auswirkungen dieser Schuldenzahlung zuerst zur Börsenhausse, dann zur Baisse, zuerst zur Lenkung des Kapitalstromes nach Amerika, dann nach Frankreich führten. Die einzelnen Glieder der wirtschaftlichen Sündenkette, die in der riesigen Kriegverschuldung ihren Ausgangspunkt hat, sind im Werke von Renatus glänzend und überzeugend nachgewiesen.

Die Lösung? Die Wirtschaft wird sich den Weg selber suchen, indem sie durch Preisstürze und Währungszerstörungen die Schulden von innen heraus vermindert. Diese fatale Entwicklung könnte man vermeiden, indem man bewußt die Kriegverschuldung zum Teil streicht, damit die Wirtschaft wieder atmen kann. Renatus bringt einen konkreten Vorschlag wenigstens für Amerika, der sich hören läßt. Der erste Weg wird durch eine lange und schmerzhafteste Krise führen, der zweite könnte die Depression sofort in einen Aufschwung umwandeln. Gewiß ist es stoßend, abgemachte Zahlungsverprechen zu revidieren; ohne geeignete Gegenmaßnahmen erschüttert es die Wirtschaftsmoral, wenn dem Schuldner zugestanden wird, unterzeichnete Schuldverschreibungen nur zum Teil verzinsen und einlösen zu müssen. Aber es ist vielleicht moralischer, wenn der Schuldner, wie heute z. B. England, die Schulden nominell bestehen läßt, aber dafür, unter dem ungeheuren Drucke nachgebend, durch Verminderung ihres effektiven Goldgehaltes eine verschleierte reale Schuldenabschüttelung vornimmt?

Die Verwirklichung der These von Renatus würde das Weiterwirken des kapitalistischen Systemes gestatten, indem diese bisher im großen und

ganzen gerade auch für die große Masse erfolgreiche Wirtschaftsform (die natürlich gewisser Einschränkungen und Verbesserungen bedarf) von einem ihr wesensfremden Element, eben der ihr durch die Politik aufgenötigten unproduktiven Kriegsschuldung, im erforderlichen Umfange befreit wird. In der wirtschaftlichen Praxis läßt sich ein Prinzip ja nie rein durchführen. Aber allein in der Richtung der Schuldenstreichung ist der grundsätzlich richtige Weg zur Lösung der Krise und zum Wiederaufbau zu finden. Dies ist eine bittere Wahrheit, aber darum eine nicht minder echte. Ihre Erkenntnis schlummert schon an vielen Orten. In ihrer Bedeutung scharf gesehen und schlagend bewiesen hat sie aber erst Runo Renatus. Hinter diesem Pseudonym verbirgt sich eine Persönlichkeit mit umfassendster Beherrschung der gesamten Doktrinen und Tatsachen der Wirtschaft und ihrer Wissenschaft, ein Mann, der seinem Forschungsziel in seltener geistiger Unabhängigkeit mit hartnäckiger Folgerichtigkeit zusteuert. Renatus gibt in seinem Werke als erster eine geschlossene, auf rein ökonomischen Voraussetzungen beruhende und in den Tatsachen erprobte Theorie der heutigen Krise und ist deshalb in der Lage, eine wirksame Lösung vorzuschlagen. Das Buch ist in seiner Art ein klassisches Werk, dem in seiner Bedeutung und in der Richtigkeit seiner Anschauung nur eine einzige Leistung zur Seite gestellt werden kann, die ebenfalls als ein Markstein aus dem Wust der wirtschaftlichen Literatur seit 1918 hervorragt: Kehnes' Schrift über die ökonomischen Folgen des Krieges. Es ist dringend zu wünschen, daß die Anschauungen von Renatus Gemeingut aller verantwortlichen Politiker und Wirtschaftler werden; nur wer die jetzige Krise derart in ihrem innersten Wesen erkannt hat, vermag zur richtigen Lösung zu greifen, um den Kern der Weltwirtschaft gesund zu erhalten und wieder voll leistungsfähig zu machen.

Die Odenwaldschule.

Von **Werner Jäkel**, Oberhambach.

Γενναιο οίος έσσι.

Es mag sonderbar anmuten, als Motto für die Beschreibung eines neuzeitlichen Landerziehungsheimes einen griechischen Spruch zu finden; noch sonderbarer, wenn dazugesetzt wird, daß Paul Geheeb, der Gründer und Leiter der Schule, dieses Wort Pindars als den Wahl- und Kennspruch seiner Schule ansieht. „Werde, der du bist“; darin sind alle Erziehungsgrundsätze zusammengefaßt, die in der Odenwaldschule verwirklicht werden sollen. Darüber hinaus bedeutet die Wahl dieses Wortes ein